

stellung von einer Person als dem Verfasser des Buches Jesaja zu unerträglichen Interpretationsschwierigkeiten, die nicht zuletzt darin ihren Ausdruck finden, daß Beek in seinem Paragraphen über „Die Autorität Jesajas“ (S. 202 ff.) diese hauptsächlich darin begründet sieht, daß Jesaja „sowohl 735 als 701 recht behalten“ hat: „Die Autorität eines Propheten beruht auf der Zuverlässigkeit seiner Worte“, wobei es hier um das Real-konkret-politische geht (S. 206). Liest man ein paar Seiten weiter, so findet man in einem Paragraphen mit der Überschrift „Adventsprophetieungen“ (S. 212 ff.) die nach dem Vorausgegangenen erstaunliche Feststellung, „daß der Prophet ein großer Dichter war, dessen Phantasie keine Grenzen kannte“ (S. 214). Schließlich stellt der Verfasser die Frage, ob man Jesaja überhaupt einen großen Propheten nennen dürfe. Aber damit haben wir nur die augenfälligste, den aufmerksamen Leser zuerst treffende Schwierigkeit angeführt! Doch sie mag — gleichsam als Illustration — genügen, um auf die entscheidende Frage hinzuweisen, vor die sich jeder gestellt sehen muß, der sich anschickt, dem heutigen Menschen Zugang zur Welt der Bibel verschaffen zu wollen. Es ist die Frage, wieweit es notwendig ist, die der heutigen Wissenschaft aufgegebene Problematik wenigstens in ihren entscheidenden Grundzügen auch dem Nichtfachmann zuzumuten. Vielleicht kann das den einen oder andern abschrecken. Aber wäre das nicht die geringere Sorge gegenüber jener anderen, die wir dann haben müssen, wenn der tiefer eindringende Leser es gewahr werden muß, daß der Fachmann ihm eine menschlich-ideale Welt aufzubauen versuchte, die seinen wirklichen Erkenntnissen nicht entspricht? Es wäre zu wünschen, daß das ohne Zweifel sehr ansprechende Buch von Beek dieser zuweilen nicht forschungsgerechten Tendenz der Harmonisierung, der menschlich-vordergründigen Idealisierung entkleidet würde. Es würde dadurch an Tiefe und Eindringlichkeit gewinnen.

Odilo Kaiser O. P.

Maurice Blondel: Geschichte und Dogma. Mainz 1963. Matthias-Grünwald-Verlag. 100 Seiten.

„Jesus hat nur in den Sand geschrieben und seinen Spruch nur dem Winde anvertraut: Seine lebendige Lehre“, so schreibt der große französische Philosoph, „gelangt nur insofern zu uns, als sie dazu bestimmt war, durch die Mentalität eben dieses Volkes und eben dieses Jahrhunderts hindurchzugehen. Nur auf Grund einer Bemühung, die zugleich aus den Quellen des sittlichen Lebens des Menschen und aus den Eingebungen des unsichtbaren Geistes hervorgeht, der allen Augenblicken der Dauer und allen Formen der Kultur gleich gegenwärtig ist, wird man die Lehre besser begreifen und sie nach und nach anpassen können. Man kann also keinesfalls sagen, die Idee der ‚Entwicklung‘, über die sich so viele Gläubige beunruhigen, sei heterodox; vielmehr ist es gerade der ‚Fixismus‘, der eine virtuelle Häresie darstellt — und zwar sowohl der Fixismus des Historikers, der die Wahrheit der Offenbarung“ (allein schon) „in ihrer ersten Fassung zu ergreifen behauptet, als auch der Fixismus des spekulativen Denkers, der geneigt ist, die unendliche Wirklichkeit in einer vollkommenen Synthese zu umgreifen, gleichsam als habe in einem bestimmten Augenblick der Geschichte der Geist des Menschen den Geist Gottes bis auf den Grund ausgeschöpft ... Sobald es sich darum handelt, in der Heilsgeschichte (Histoire Sainte) und im Dogma das Übernatürliche zu finden, wird hier also sichtbar, in welchem tiefem Sinne das Evangelium nichts ist ohne die Kirche, die Lehre der heiligen Schriften nichts ohne das Leben der Christenheit, die Exegese nichts ohne die Tradition — die katholische Tradition, die uns hier nicht mehr vornehmlich als eine hemmende und rückwärts gewandte Kraft erschien, sondern als eine Kraft der Entwicklung und Expansion. Da sie daran festhält, das Talent, das zu vergraben sie sich wohl hütet, Frucht bringen zu lassen, ist sie nicht so sehr bewahrend als vielmehr stets neu erfassend: Sie wird das Alpha erst beim Omega erreichen.“ (S. 81 f.; Hervorhebungen von uns.)

Wer von den Diskussionen des Vaticanum II über die Offenbarungsquellen einen Begriff hat, der wird kaum anders können, als in diesen vor 60 Jahren niedergeschriebenen Sätzen

(unbeschadet vielfältiger Ergänzungsbedürftigkeit derselben) das Prinzip der richtigen Interpretation des Verhältnisses zwischen Schrift und Tradition zu finden; nicht einer — von Blondel mit Recht verworfenen — ‚Tradition‘ in Gestalt prinzipiell aufschreibbarer Lehrsätze, sondern einer Tradition in Gestalt immer neuer ‚Anpassung‘ (aggiornamento) des im Wesen identischen Ur-Dogmas an immer neue, räumlich und zeitlich wechselnde Situationen, Antwort auf neuartige Fragen, Abwehr neu formulierter Irrtümer („*explicatio fidei contra nascentes errores*“, wie Thomas sagt; dazu: Die äußere Gestalt der heiligen Geschichte, in: K. Thieme, Gott und die Geschichte, Freiburg 1948, 309—340).

Blondels intellektueller Anmarschweg zu diesem Ergebnis, sein harter Kampf gegen Historismus (à la Loisy) und Spekulativismus (à la Tromp, um in der Professorenebene zu bleiben) ist nicht immer ganz leicht, aber stets lehrreich zu verfolgen. Oft hätte man sich die Einbeziehung des jüdischen Traditionsverständnisses zur Volldimensionierung der Problematik gewünscht: etwa, wenn er sich selber den Einwand macht, man werde „gegen die unvernünftige Hoffnung protestieren, man könne die authentischen Gedanken jener Menschen ans Licht bringen, die ihr Denken nicht formal ausgedrückt haben und die unfähig gewesen wären, die Formulierung zu begreifen, in die man es heute faßt als in die ihren Überzeugungen am meisten entsprechende Gestalt“ (S. 73) — wem fiel da nicht der postmortal in die Reihe der Lehrhaus-schüler Akibas verschlagene Moses ein, der nichts versteht, aber gläubig hinnimmt, das Vorgetragene sei „die Halacha durch Mose vom Sinai“? (Menachot 29 b; Mayer, S. 382 f.) und wer wünschte dann nicht, daß von da aus über Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen jüdischer und christlicher Tradition weitergeforscht werde? (Ansatzweise hierzu meine Ausführungen in MYSTERIUM KIRCHE I, 61 ff. und FR XIV, 76 f.)

Aber so mag an diesem großartigen ‚ersten Wurf‘ noch manches ergänzungs-, manches verbesserungsbedürftig sein, das Ganze ist und bleibt für immer eine geistige Pionierleistung ersten Ranges (wie auch die nützlichen Einführungen, theologisch von J. B. Metz und zeitgeschichtlich von R. Marlé, zeigen), und wo wäre wohl die Parole des Vaticanum II knapper und klarer formuliert als hier, wo es geradezu prophetisch von der Kirche heißt:

„Nachdem sie seit langem streng gegen alle Formen eines zersetzenden *Latitudinarismus* vorgegangen ist, wird die Kirche in der Fülle ihrer Kraft und in dem Bedürfnis, sich auszuweiten, einsehen, daß man auch auf andere Weise von der Orthodoxie abweichen kann als dadurch, daß man zu weitherzig ist und die Offenbarung reduziert — dann nämlich, wenn man zu engherzig ist und die Erlösung einschränkt. Auch der Angustismus ist eine Häresie, und er hat in der Gemeinschaft der Christen bemerkenswerte Lücken verursacht“ (S. 91 f.).

K. Th.

P. A. H. de Boer: Gedenken und Gedächtnis in der Welt des Alten Testaments. Stuttgart 1962. Kohlhammer-Verlag. 76 Seiten.

Die interessante Studie des Leidener Alttestamentlers besteht aus Vorträgen, die er im Rahmen der „Franz-Delitzsch-Vorlesungen 1960“ in Münster i. W. gehalten hat. De Boer geht dem Phänomen der Erinnerung nach in der Überzeugung, daß sich aus der Einstellung eines Volkes seiner Geschichte gegenüber Wesentliches über seinen Charakter erkennen lasse. Die Untersuchung der Wurzel zkr trägt in der Auslegung de Boers zum Verständnis gewisser Perioden der Geschichte Israels und Judas bei. In einem letzten Abschnitt versucht de Boer eine Deutung von „anamnesis“ in 1 Kor 11, 12 (Lk 22, 19) von seiner Analyse des Gedenkens im AT her; durch die Proklamation des Todes Jesu, die feierliche *Nennung* Jesu als des Gekreuzigten, des Herrn, der für die „Vielen“ starb, bekenne sich der Nennende zu der Vielzahl der Geretteten. Ähnlich wie die „Nennung Jahwes“ im AT die Anerkennung und Vergegenwärtigung seiner Macht und seines Heils einschließt. „Gedenken ist im AT ein echtes Greifen nach einer Wirklichkeit, die eben darin neu lebendige Gegenwart werden soll“ (Zimmerli, S. 41). Rudolf Pesch